Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 34 (1958-1959)
Heft: 8

Artikel: Ich treibe geistige Landesverteidigung für die Bantu-Neger
Autor: Hotz, Alfred Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073248

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ICH TREIBE GEISTIGE LANDESVERTEIDIGUNG FÜR DIE BANTU-NEGER

Von Alfred Hans Hotz

Der Verfasser ist seit elf Jahren Lehrer an einem Eingeborenenseminar in Südafrika im Norden des Transvaals

Der erste Eindruck, den ich als neu gewählter Neger-Lehrer vom Betrieb einer Bantu-Schule erhielt, dämpfte meine Begeisterung beträchtlich. In einer abgelegenen Dorfschule hatte ich einen unserer Seminaristen, der sein Praktikum absolvierte, zu beurteilen. Nach europäischen Begriffen sollte das Schulgebäude im Zentrum eines Dorfes stehen, hier aber sah man nur eine einsame Rundhütte mit einem Pferch für Kühe und einem Gehege für ein Schwein, und das Schulhaus selbst war ein rechteckiges Lehmgebäude mit Fenstern und einem steilen Strohdach. Kinder standen herum, und eifriges Buchstabieren ertönte aus dem Innern des düsteren Gebäudes. Der Hauptlehrer kam mir entgegen, wobei ich aus seiner wortreichen Begrüßung heraushören konnte, daß der zweite Lehrer noch nicht hier sei und der Seminarist an der Wandtafel schreibe und zeichne – kurz, daß ich viel zu früh sei! Irgendwie konnte ich mich dann doch ins einzige Klassenzimmer setzen. Zu meinem Erstaunen waren gleichzeitig zwei Lektionen im Gang, und da jeder Lehrer seine Zuhörer fesseln wollte, ergab sich bald ein Wettstreit, wer den andern übertönen könne. Auf meine Bitte hin verzog sich dann zum Glück einer der Lehrer mit seinen Zöglingen ins Freie, worauf ich mich endlich ganz meiner Aufgabe widmen konnte.

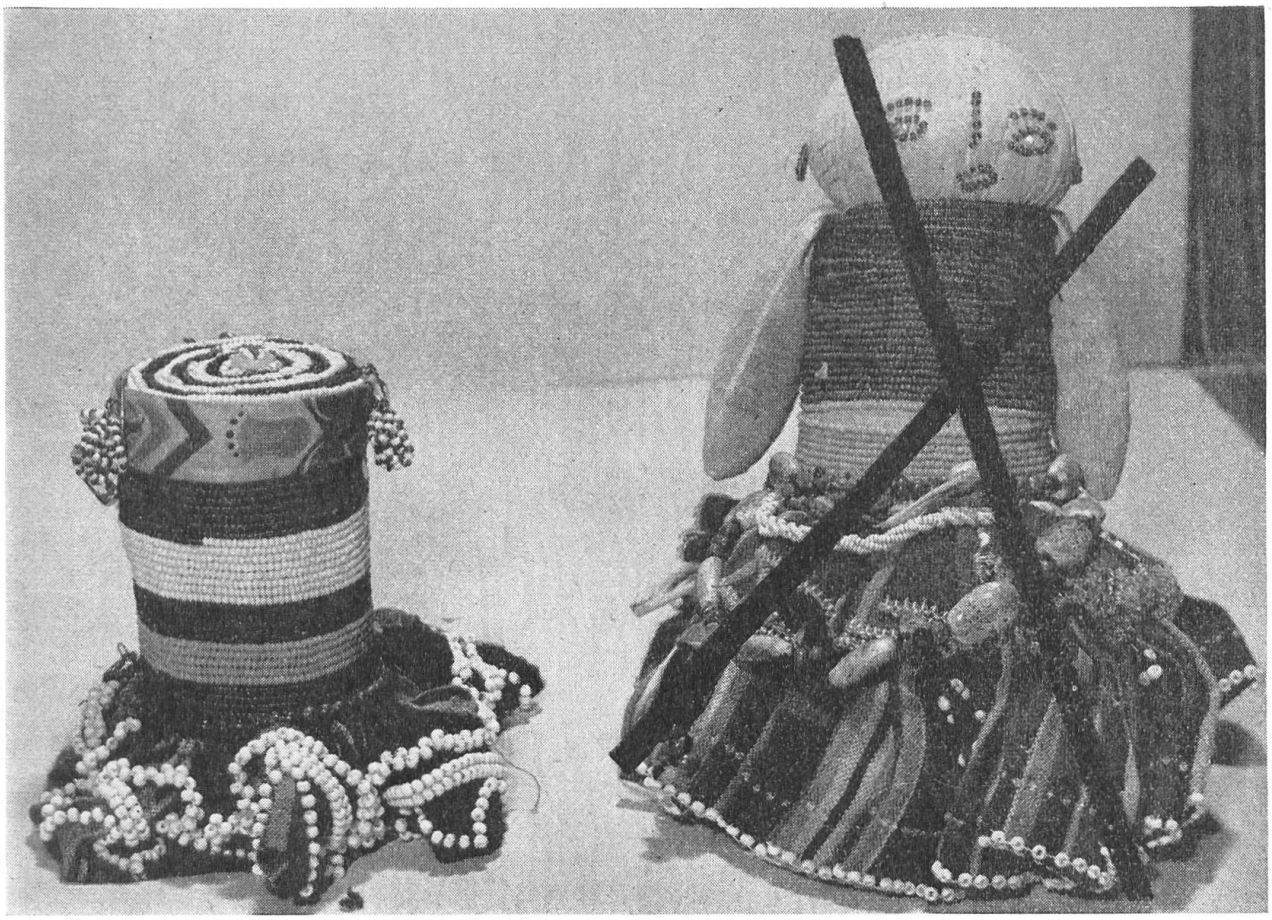
Meine Augen gingen auf Entdeckungsfahrten aus. Sie sahen die unappetitlichen und verschmierten Wände, die Fledermäuse im offenen Dachgiebel, die schlecht gezeichneten Skizzen des Lehrers. Die Schüler, zusammengedrängt auf langen Bänken sitzend, trugen fast ausnahmslos zerschlissene und schmutzige Kleidungsstücke ihrer Eltern oder größeren Geschwister, die an den kleinen, hageren Körpern herunterhingen. Obschon es sich um eine zweite Klasse handelte, hatte es achtzehn- bis zwanzigjährige Burschen darunter, und es sah komisch aus, wie diese Männer mit den Kindern zusammen lesen und schreiben lernen mußten. Nach einer Weile wurde mir entsetzlich übel, denn die Luft war ein Gemisch von Rauch und Schweißgeruch. Ich wollte die Fenster öffnen und stolperte dabei über einen offenen Kasten, aus dem gackernd ein Huhn sprang.

Niedergeschlagen machte ich mich auf den Heimweg, zurück zum Seminar. Dort waren wenigstens die Klassenzimmer hell, modern eingerichtet, und man sah doch noch andere Weiße. Der Seminardirektor und die Hälfte der Lehrerschaft sind nämlich Weiße, die andere Hälfte Bantu.

Widerstand und erster Erfolg

Leider aber gab es einen Umstand, der meine Freude am Unterrichten bedenklich trübte: man hatte mir bei der Fächer-Zuteilung das Unterrichten von Bantu-Kunst zugewiesen. Ich fand es ungerecht, daß man ausgerechnet dem Neuling aus Europa diese Arbeit zumutete, wo es doch Kollegen hatte, die mit zwanzig und mehr Jahren Praxis unter den Schwarzen bedeutend besser geeignet gewesen wären. Es war für mich ein Schreckenstag, wenn ich Bantu-Kunst zu erteilen hatte. Es gab keine Bücher, die ich hätte nachschlagen können.

Vorerst versuchte ich mit den Schülern Zeichnungen zu machen, aber ich war bestürzt über die Früchte meiner ersten Bemühungen.



Links eine traditionelle Bantu-Puppe, ganz symbolisch gestaltet. Rechts eine gänzlich europäisierte Puppe.

Das weiße Papier war schmutzig, bevor überhaupt eine Arbeit darauf zu sehen war, und die Arbeiten der Abgangsklasse des Seminars entsprachen knapp dem Stand einer schweizerischen dritten Primarklasse.

Nach vielen Fehlschlägen suchte ich in meinen Heften über die Schweizer Volkskunst nach Abbildungen schöner Kerbschnitzereien. Diese Muster ließ ich kopieren und ermunterte die Schüler, noch Eigenes hinzuzufügen. Die Überraschung war groß, als ich mir die eingesammelten Skizzen ansah: es waren einige prächtige Ideen entstanden. Ich bekam plötzlich Freude daran und Lust, in diesem Sinne weitere Versuche zu machen.

Ich fand heraus, daß bereits eine interessante Sammlung bester Bantu-Kunst existierte, die von einem früheren Schuldirektor zusammengetragen worden war. Die Türe zu diesem Raum war aber immer abgeschlossen und außer wenigen Besuchern kümmerte sich niemand mehr um diese vergessene Schatzkammer. Von nun an verbrachte ich all meine Freizeit in dem muffigen Raum, und immer mehr staunte ich über den fein entwickelten Schönheitssinn und den Ideenreichtum des Tsonga-Stammes.

Voll Spannung beobachtete ich die Reaktion der Seminaristen, als ich sie zu einer Führung einlud. Keiner zeigte Freude oder Interesse, im Gegenteil: unfreundliche und mißtrauische Blicke verrieten mir, daß die Schüler glaubten, ich wollte sie und ihre Vorfahren lächerlich machen, indem ich ihnen diese «unmöglichen Dinge» zeigte.

Daraufhin forderte ich jeden Schüler auf, einen Klumpen Lehm mitzubringen. Sobald ich aber erklärte, daß wir Töpfe modellieren wollten, wurde ich belehrt, dies sei nach Bantu-Tradition Frauenarbeit. Als ich trotzdem meinen Willen durchsetzen wollte, stellten sich die Burschen dumm, und so war ich fast machtlos, um so mehr, als ich mich selber in diesem Handwerk zu wenig auskannte.

Glücklicherweise wurde ich zu diesem kritischen Zeitpunkt für eine Woche nach R. ge-

schickt, um dort eine Seminaristenschar des Pedi-Stammes beim Unterricht zu beobachten. Die Schulstunden waren schon am frühen Nachmittag fertig, so daß ich anschließend für Streifzüge in der Umgebung Zeit hatte. Ich traf die Frauen des Häuptlings beim Bierbrauen und bewunderte die wunderschönen Lehmtöpfe, die sie bei dieser Arbeit verwendeten. Ein Sohn des Häuptlings führte mich dann in ein Dorf, wo beinahe alle Frauen ihren Unterhalt aus der Töpferei bestreiten. Hier konnte ich eingehend den Werdegang der Töpfe beobachten. Es gab weder Töpferscheiben noch Brennöfen. Der gutgeknetete Lehm wurde zu fingerdicken Würsten gedreht. Zuerst entstand der Boden, und dann wuchsen die bauchigen Topfkörper zusehends. Ein wenig Wasser aus einem hohlen Kürbis und ein scharfkantiger Stein waren die einzigen Hilfsmittel, um die Formen auszustreichen und die Verzierungen anzubringen.

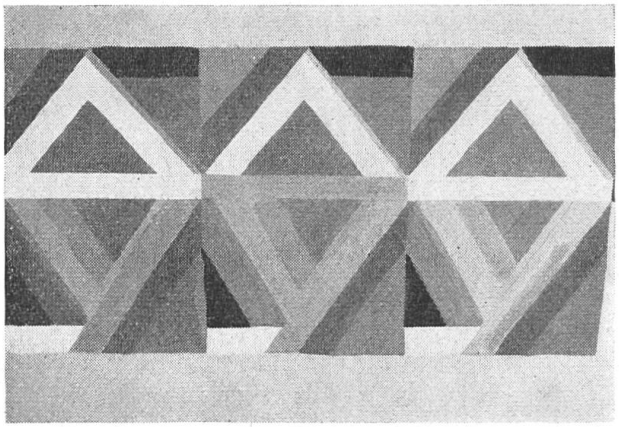
Eine der Frauen zeigte mir die verschiedenen Lehmfarben und erklärte mir auch die Bedeutung der Zeichnungen auf den Töpfen. Schließlich setzte ich mich noch zur Feuerstelle, wo trockenes Lehmgut gebrannt wurde. Als Heizmaterial diente getrockneter Kuhmist, da in der Gegend kaum Holz aufzutreiben war.

Beladen mit Lehmstücken, Farbmustern und Töpfen kehrte ich zum Seminar zurück. Diesmal gab es für die Burschen kein Ausweichen mehr. Drei Monate später, als wir den Ehemaligen-Tag feierten, demonstrierten wir eifrig den Werdegang der echten Bantu-Biertöpfe mit guten und schlechten Beispielen von Verzierungen und gaben Ratschläge, die beim Brennen beachtet werden sollten.

In den langen Schulferien, die ich tief im abgelegenen Busch verbrachte, lernte ich das Flechten der Strohmatten und Schnitzen der Löffel. Ein alter Mann brachte mir bei, wie man mit einem glühenden Eisen Verzierungen in die Löffel einbrennt. Auch hier hatte jedes Zeichen seine Bedeutung. Von Großmüttern in abgelegenen Dörfchen notierte ich mir die Muster und Farben-Zusammenstellungen in den Glasperlenarbeiten. Es ist erstaunlich, wie viel aus den Symbolen herausgelesen werden kann. So ließen sich zum Beispiel junge Liebende Botschaften zukommen, die aus Glasperlenarbeiten ersichtlich waren.

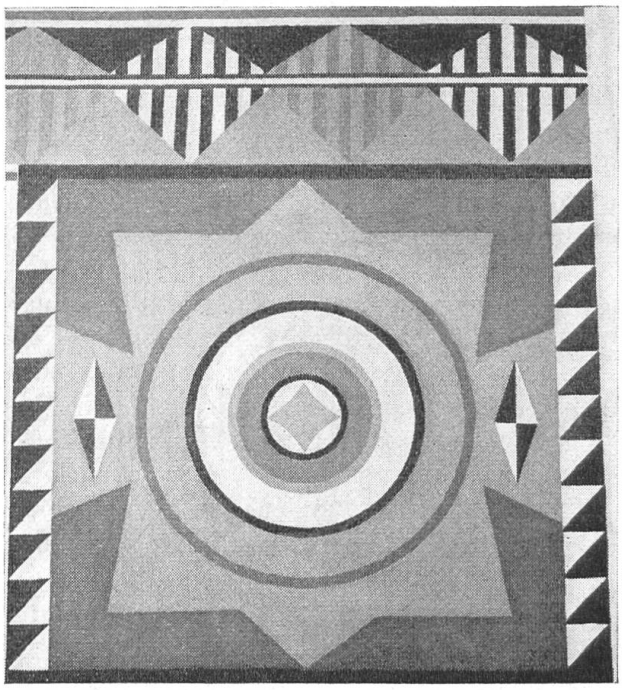
Mein Ziel war, daß jeder zukünftige Lehrer einen Einblick in die Vielfältigkeit der fast vergessenen Bantu-Kunst bekommen sollte. In einer Klasse von dreißig wußten nur noch zwei oder drei etwas von Bantu-Handarbeit. Deshalb setzte ich mich in Verbindung mit alten Bantu-Männern und Frauen, die irgend eine Kunst besonders gut verstanden hatten. Hefte vom Schweizer Heimatwerk und Gegenstände aus der Schweiz halfen mit, Freude und Stolz am eigenen Volksgut zu fördern.

Als dann eines Tages ein Regierungsauto mit dem Erziehungsdirektor und Herren vom



Schlechtes Beispiel einer Wandmalerei

Keine Symbolik, falsche Farbenwahl, schmierige Ausführung.



Gutes Beispiel einer Wandmalerei

Sonne, Sterne, Diamanten symbolisieren die glanzvolle Macht eines Häuptlings. Weiss/schwarz Kontrast, inspiriert durch das Zebra. Nur drei Farben: Schwarz, heller und dunkler Ocker.

Eingeborenen-Departement bei unserem Seminar vorfuhr, um mit einem Photographen unsere Arbeiten zu besichtigen, durfte ich stolz sein auf den schönen Erfolg meiner Bemühungen. Die Schüler wurden für ihre Arbeit gelobt und sie konnten später sogar Abbildungen ihrer Werke im Bantu-Schulblatt bewundern. Von nun an hatte ich ein gewonnenes Spiel. Mit Freuden gingen wir einen Schritt weiter und versuchten, Gegenstände zu schaffen, die den heutigen veränderten Verhältnissen angepaßt waren, ohne aber von der traditionellen Form stark abzuweichen.

Das Wandbild

Die Bantuerziehung ist eine Angelegenheit der Union. Der Erziehungsdirektor ist ein Weißer. Die Inspektoren sind ebenfalls Weiße, es stehen ihnen aber schwarze Unter-Inspektoren zur Seite, wie überhaupt die Tendenz besteht, die Erziehung mehr und mehr in die Hände der Eingeborenen zu legen.

Eines Tages kam überraschend vom Eingeborenen-Departement der Auftrag, daß vier Lehrerausbildungs-Institute den Versuch unternehmen sollten, ihre Schulgebäude mit traditionellen Wandmalereien zu verzieren. Dabei wurde verlangt, daß nur mit Bantu-Farben gearbeitet werden dürfe und die ganze Arbeit nicht mehr als sechs Wochen Zeit in Anspruch nehme.

Im ersten Augenblick erschrak ich so, daß mir der Gedanke durch den Kopf fuhr, irgend ein Leiden zu simulieren, um einen vorübergehenden Krankheitsurlaub zu erhalten. Dann blätterte ich aber in alten Skizzen und durchsuchte meine Farbdias nach Tsonga-Häusern mit guten Wandmalereien. Ich ließ auch Hilfeschreie nach alten Bantu-Großmüttern und Großvätern aussenden, so daß ich mir nach und nach von dem erwarteten Bild ein Bild machen konnte.

Aber dann kam eine weitere Schwierigkeit. Wie sollte ich als Laie die Einteilung der Wand vornehmen? Es überfiel mich eine panische Angst, als ich vor der großen, breiten, weißgetünchten Wand stand. Zeichnungen auf Papier waren doch etwas ganz anderes und konnten immer wieder ohne Aufhebens vernichtet werden, wenn die Sache fehl ging. Hier aber war sozusagen jeder Pinselstrich unter Aufsicht der Allgemeinheit, und jeder Fehler mußte abgekratzt und frisch übertüncht werden.

Ich werde nie vergessen, in welcher Aufregung ich mit meiner Frau zusammen auf das wackelige Gerüst kletterte und über die Mittagszeit, in der alle Schüler und Lehrer der Bombenhitze wegen Siesta machten, zaghaft die ersten Striche aufzeichnete. Als die ersten Zuschauer anmarschierten, hatten wir zusammen bereits einen großen Teil des Entwurfes auf die Wand übertragen und das Lampenfieber überwunden.

Zum Ausmalen stellten wir die Seminaristen an. Wir beschäftigten immer nur vier gleichzeitig und nur für eine halbe Stunde. Sie wurden zu schnell müde und fingen dann an zu pfuschen. Ich versuchte auch, nicht nur Ornamente, sondern auch Figuren von den Schwarzen zeichnen zu lassen; es machte ihnen aber ziemlich Mühe.

Nach Vollendung der Arbeit bestand meine größte Freude nicht darin, daß sie rechtzeitig fertig geworden war und sofort photographiert und in Bantu-Magazinen besprochen wurde, sondern in der Tatsache, daß vorüberziehende Eingeborene stehen blieben, die Bedeutungen der Symbole erkennen konnten und Freude daran zeigten. Einer Reihe zukünftiger Lehrer durfte ich Lehmfarben mitgeben, und sicher wird bald da und dort eine kahle Schulhausmauer wieder mit viel Liebe verziert, wie das in alter Zeit im ganzen Tsongaland der Fall war.

Jedes Jahr entstand für unseren Tag der Ehemaligen eine große Ausstellung von unseren Arbeiten, um die Lehrer in den abgelegenen Busch-Schulen auf dem laufenden zu halten. Wir verfertigten auch kleine Muster, die wir eifrigen Besuchern mitgeben konnten.

Das Erziehungsdepartement veranstaltete in verschiedenen Schulzentren Lehrer-Wiederholungskurse, in denen ich mit einigen meiner Schüler den Bantu-Lehrern von ihrer eigenen verachteten Kunst erzählen konnte. Viele von diesen Leuten besuchten mich dann in der Schule oder ließen sich per Post Muster zustellen.

Eine große Genugtuung bedeutete es für mich, als ich mithelfen durfte, den Lehrplan für Bantu-Kunst aufzustellen. Das war ein großer Schritt vorwärts, um den Eingeborenen klarzumachen, daß sie auf ihre Tradition und ihr Können stolz sein durften.

Auf einem Streifzug durch die Dörfer sah ich einen Hüterbuben, der die Xipendane

spielte. Die Xipendane ist ein einfach gebautes Bantu-Musikinstrument. Es besteht aus einem Holzbogen und einer Drahtsehne, die mit einem Dorn gezupft wird. So brachte ich wieder eine neue Idee ins Klassenzimmer. Wir bauten nun eine Sammlung verschiedener Musikinstrumente. Der nächste Schritt war vorgezeichnet: Das Spielen von alter Bantu-Musik. Nur noch wenige kannten die alten Melodien, aber die wenigen waren ausgezeichnete Lehrmeister. Bald hörte man in der Freizeit die für uns Europäer ungewohnten Klänge. Eines Tages lud ich einige meiner Schüler ein, Proben ihres Orchesters auf ein Tonband aufzunehmen. Die Schwarzen waren von der Wiedergabe so entzückt, daß sie mich baten, Lieder ins Mikrophon singen zu dürfen, die sonst nur tief im Busch bei rituellen Handlungen ertönen. Und so kam es, daß später die schweizerischen Radiohörer echte, unverfälschte Bantu-Musik zu hören bekamen.

Wie ich ins Neger-Seminar kam

Meine Arbeit im Dienste der Bantu-Kultur fiel mir deshalb nicht allzu schwer, weil ich für eine solche Tätigkeit recht gut vorbereitet war. Allerdings erfolgte diese Ausbildung nicht nach einem bestimmten Plan, das heißt, als ich begann, mich für Negerkunst zu interessieren, hatte ich noch keine Ahnung, daß ich einmal Leiter eines Eingeborenen-Seminars sein würde. Damals ging ich nämlich noch in die Primarschule. Eines schönen Tages führte mich mein Vater in die Sammlungen des Völkerkundlichen Museums der Zürcher Universität. Die einfachen und durch ihre Ursprünglichkeit packenden Formen der afrikanischen Kunst haben bei mir einen bleibenden Eindruck hinterlassen.

Später entdeckte ich unsere eigene Volkskunst. Mein Vater steckte mir regelmäßig die Heimatschutzhefte zu, die mich auch mit dem Ziel und der Aufgabe des Heimatwerkes in Zürich vertraut machten. Unser Haushalt erlebte eine wahre Revolution. Die Möbelstücke meiner Großeltern, die in der Dachkammer ein vergessenes Dasein geführt hatten, fanden in unserem Wohnzimmer Ehrenplätze. Ich unternahm Streifzüge nach anderer Leute Estriche, um Kupfereimer, Schnitztröge und Stabellen für mich zu erbetteln. Viele dieser Altertümer half ich selber auffrischen, und ich werde die Aufregung und das Wonnegefühl nie vergessen, wenn die Lauge prächtige Einlege-Arbeiten im Holz von alter Farbe befreite.

Heimatwerkbewegung, Landesausstellung, die Heimatbücher und nicht zuletzt der Schweizer Spiegel haben mir deutlich gezeigt, daß es darauf ankommt, einem Volk das ererbte Kulturgut nicht nur zu schützen, sondern lebendig zu erhalten. Das war eine wegbestimmende Erfahrung in meiner Arbeit bei den Schwarzen.

Nach dem Seminar war ich acht Jahre als Primarlehrer im Kanton Zürich tätig. Dann konnte ich zufällig – dank einer Schweizer Oberschwester, die in einem Eingeborenen-

Beispiele schlechter Bantu-Kunst

Die drei Tongefässe entstanden mit Hilfe einer Schablone. Sie wirken plump. Der Aschenbecher ist eine Kopie aus einem europäischen Haushalt. Material völlig ungeeignet. Die Figur «Mutter und Kind» ist schlecht ausgearbeitet und nicht bantugemäss. Die Armspange hat Fehler in der Farbwahl.

Spital arbeitete – den Kontakt mit einer südafrikanischen Farmersfamilie aufnehmen. Man lud mich für ein Jahr ein, um Land und Leute zu studieren. Schon nach drei Monaten bekam ich eine Anfrage vom Rektor des benachbarten Bantu-Lehrerseminars, für sechs Monate auszuhelfen. Ich sagte zu und blieb.

Unsere Schule liegt im Norden des Transvaals. Mit der Bahn fährt man von Johannesburg aus in 13 bis 14 Stunden bis zu unserer nächsten Station (Louis Trichandt). Von dort sind es nochmals 25 Kilometer Autofahrt.

Der Unterricht am Seminar erfolgte bis vor vier Jahren in Englisch. Heute werden Afrikaans (auch Kapholländisch genannt, eine moderne Sprache mit äußerst einfacher Grammatik und Schreibweise, die sich aus dem Holländisch der Kapsiedler entwickelt hat), Englisch und Eingeborenensprache zu gleichen Teilen gebraucht. Die Primarschulen unterrichten nur in der Bantu-Sprache, so daß alle Lektionen der Seminaristen, mit Ausnahme von Afrikaans und Englisch, in der betreffenden Bantu-Sprache gegeben werden.

Die Schweizer stehen im Ruf, sehr schnell die Sprachen zu lernen und zu beherrschen. Wahrscheinlich bin ich eine Ausnahme von der Regel, indem mir das Sprachenlernen Mühe macht.

Konflikt der Zivilisationen

Natürlich erschöpft sich meine Tätigkeit nicht darin, die einheimische Kunst zu fördern.

Schon bald nach meiner Wahl an das Lehrerseminar wurde mir die Leitung des Burschen-Internates übertragen. Das war insofern etwas Neues, als bis dahin immer nur Schwarze diesen Posten betreuten. Außer dem Schuldirektor waren alle Lehrkräfte skeptisch eingestellt. Was sollte ein einziger Weißer mit 250 schwarzen Mittelschülern anfangen können!

Diejenigen, die eine plötzlich sichtbare Neuerung erwarteten, wurden schwer enttäuscht, denn ich ließ zunächst die ganze Organisation im gewohnten Rahmen weiterlaufen. Gleichzeitig aber durchstreifte ich alle Häuser, streckte meine Nase überall hinein und füllte mein Notizbüchlein mit Beobachtungen, Fragen und geplanten Änderungen. Von Zeit zu Zeit ließ ich mir von einem Präfekten erklären, aus welchem Grund die Sache so und nicht anders gemacht wurde. Auf diese Weise fand ich allmählich auch heraus, welche Präfekten für eine weitere Zusammenarbeit nützlich sein konnten.

Bei den Maßnahmen, die ich traf, ging es oft nicht anders, als daß ich mit mancher Eingeborenensitte aufräumte, die vielleicht ursprünglich ganz in Ordnung war, aber sich unter den veränderten Verhältnissen als Unsitte auswirkte.

Als Erstes fing ich mit der Säuberung im Eßsaal an. Den Köchen befahl ich strikte Einhaltung der Zeit mit dem Bereitstellen der Mahlzeiten, und von den Schülern erwartete ich pünktliches Erscheinen. Bisher war ein stetes Kommen und Gehen. Einzelne erschienen überhaupt nicht zu Tisch, sondern ließen sich den gefüllten Teller von einem Freund irgendwohin servieren.

Dann machte ich es mir zur Pflicht, während jeder Mahlzeit für kurze Zeit im Eßsaal anwesend zu sein. Das war nicht leicht, denn zuzusehen, wie sich 200 Bantu um ihr Essen schlagen, das begleitende Geschrei verbunden mit dem Geklapper der Blechteller konnte einem für Tage den Appetit verderben. Da alle Präfekten an einem eigenen Tisch saßen, waren die Schüler sich selbst überlassen. Nur der Eßsaal-Präfekt versuchte mit seiner Signalpfeife immer wieder etwas Ordnung zu schaffen. Zum Verständnis sei beigefügt, daß ein Präfekt ein Schüler ist, der mit besonderen Befugnissen ausgestattet ist. Den verschiedenen Präfekten steht der Hauptpräfekt vor.

Ich gab den Eßsaal-Präfekten einige kurze Tischregeln:

1. Nur so viel auf den Teller schöpfen, als man essen kann.
2. Übriggebliebene Nahrung weder auf den Tisch noch unter den Tisch schütten.
3. Abgenagte Knochen nicht durch den Eßsaal einander an die Köpfe schießen.
4. Brotrinden sind auch eßbar und gehören nicht unter den Tisch.

An das Ende jedes Tisches setzte ich eine Aufsicht, was zu wesentlich mehr Ruhe und Disziplin während der Mahlzeiten führte. Jede Woche ließ ich den Präfekten weitere Regeln über Eßmanieren zukommen, so daß schon nach einigen Wochen eine sichtbare Besserung eintrat.

Bei einzelnen Männern mußte ich gewisse Bantu-Sitten in Kauf nehmen. So ist es zum Beispiel sehr unhöflich, alles aufzuessen. Ein Restchen soll immer noch zurückbleiben, um

zu beweisen, daß man so satt und zufrieden ist, daß man noch übrig lassen kann. Es gehört sich auch nicht, daß man nur ein wenig schöpft und sich ein zweites Mal bedient. Bei den Bantu wird das Essen verteilt, und dabei schöpft man reichlich, um zu zeigen, daß man nicht geizen möchte, sondern dem andern mehr gönnen mag, als er zu vertilgen imstande ist.

Von unseren Eingeborenen-Männern wissen wir, daß sie sich weder mit Frauen noch mit Kindern an den gleichen Tisch setzen. Daß aber die Trennung noch weiter geht, mußte ich erfahren, als ich für einen Sportklub für Lehrer und Seminaristen an benachbarten Tischen die Mahlzeiten aufstellen lassen wollte. Das ging einfach nicht. Zuerst mußten die schwarzen Herren bedient sein und erst dann kamen die Schüler an die Reihe. Es ist unbedingt falsch, zu glauben, daß sich die Bantu geehrt fühlen, wenn ein Weißer mit ihnen ißt oder wenn sie zu Europäern zu Tisch geladen werden. Sie sind im Gegenteil sehr gehemmt und lieben es mehr, unter ihresgleichen zu sein.

Messerstechereien, farbige Flicke und Wanzen

Bösartige Streitigkeiten kamen an drückend heißen Tagen oft vor. Es war unsere Pflicht, solche zu schlichten oder die Kämpfenden mit Gewalt zu trennen; die Bantu selber mischen sich nicht gerne in fremde Angelegenheiten, sondern beobachten vielmehr den Fortgang eines Streites.

An einem solchen heißen Tag hatten sich zwei rasend gewordene Kampfhähne ausgerechnet während des Nachtessens den Krieg erklärt. Mit gezückten Messern gingen sie aufeinander los. Tische rutschten, Bänke fielen. Als alles Beschwichtigen und Drohen nichts half, pflasterte ich in meiner Verzweiflung jedem eine Schöpfkelle voll warmen Maisbrei ins Gesicht. Vier Hände griffen in die Luft, und unter dem allgemeinen Gelächter der Mitschüler trotteten die beiden Krieger zum Waschraum und kühlten sich dort ab.

Ein anderer Zwischenfall lief leider weniger glimpflich ab. Als ich eines Abends nach dem Lichterlöschen zwischen den Gebäuden die Runde machte, spürte ich, daß etwas in der Luft lag. Normalerweise hörte man aus allen Schlafsälen eifriges Geschwätz, Gelächter oder vereinzelte Sänger. Diesmal war es still, und

WOHER STAMMT DIESES WORT?

Schuelerthek

Wer würde es für möglich halten, daß das uns so geläufige Wort *Thek* mehr als zweitausend Jahre alt ist, und daß es aus einer uns heute recht fern liegenden Sprache stammt, aus dem Griechischen. *Theke* nannte der Grieche jedes Behältnis, in dem er etwas aufbewahrte, also z. B. eine Truhe, ein Etui, die Scheide des Schwertes usw. Das Wort kehrt auch in modernen Bildungen wieder, z. B. *Apotheke, Bibliothek, Kartothek, Diskothek* usw. Die Bezeichnung des Schulsackes als *theca* stammt aus der Zeit, da das Lateinische Schulsprache war (wie andere lateinische Ausdrücke, etwa plus, minus, Examen, Klausur).

An manchen Orten heißt der Thek *Aser* oder *Oser.* Ursprünglich war der *Aser* der Sack, in dem der Jäger seinen Proviant, die Atzung, bei sich trug; *Aas* bedeutete vor Zeiten einfach *Nahrung.* Die Kinder trugen also früher in ihrem Znünisack zugleich ihre wenigen Schulsachen zur Schule.

Gewisse Gegenden des Zürcher Unterlandes kennen für den Schulsack die Bezeichnung *Fëlys.* Das seltsame Wort geht auf das französische *valise* zurück, das Wort früherer Jahrhunderte für den Mantelsack, in jüngerer Zeit die Bezeichnung für den Reisekoffer. *Fëlys* wurde später in der Schriftsprache umgestaltet zu *Felleisen,* obwohl der Rucksack, den das Wort bezeichnet, weder mit Fell noch mit Eisen etwas zu tun hat. Die jüngste Bezeichnung Schultornister geht auf den im Laufe des 19. Jahrhunderts aufkommenden Militärtornister zurück.

Johannes Honegger

sogar das Geflüster erstarb, als meine Taschenlampe die Fensterfront ableuchtete.

Ich war kaum zu Hause und im Bett, als vom Internat fürchterliche Schreie ertönten. Fast gleichzeitig klopfte auch schon der erste Präfekt an unsere Haustüre, der, kaum der Sprache mächtig, von einer Messerstecherei berichtete. Ich folgte ihm unverzüglich und traf 200 aufgeregte Schwarze zwischen den Gebäuden, die bei meinem Erscheinen unheimlich still wurden. Am Boden lag ein wimmernder Schüler der Seminar-Abschlußklasse. Aus einer weitklaffenden Wunde rann Blut, und bei einer Reihe Herumstehender waren Kraushaar und Gesicht ebenfalls mit Blut verschmiert.

Erst jetzt gewahrte ich, daß die meisten der jungen Männer große Steine in den Händen hielten. Ich stand mitten zwischen zwei feindlichen Stammesgruppen, und der Kampf konnte jeden Augenblick neu losgehen. Die Präfekten, die sonst getreulich mit mir zusammenarbeiteten, verzogen sich in den Hintergrund.

In diesem Augenblick größter Verlassenheit und ohnmächtiger Verzweiflung spürte ich plötzlich die feuchte Schnauze meines Hundes, und nun kamen mir auch die richtigen Worte. Ich verlangte, daß wir zuerst die Verwundeten beider Lager pflegten. Dieser Vorschlag fand Annahme – bis eine Gruppe entdeckte, daß einer der Schwerverwundeten spurlos verschwunden war. Von neuem wollte der Kampf entbrennen. Da erschien ein Bote, von meiner Frau gesandt, und berichtete, daß ein Schwerverwundeter mit einem Messer im Rücken vor unserer Haustüre liege. Dies machte Eindruck. Alle Schüler kehrten nun willig in ihre Schlafsäle zurück, während wir mit den übel zugerichteten Burschen ins Spital fuhren. Als wir nach zwei Stunden zurück waren, machte ich nochmals einen Rundgang bei meinen Zöglingen. Mein Lampenlicht streifte nur friedlich Schlafende, und so kam mir das aufregende Erlebnis nur noch wie ein schrecklicher Traum vor.

Es bedeutet eine große Erleichterung für mich, daß meine Frau den Samariterposten betreut. Da unsere Schwarzen für die kleinste Schnittwunde einen möglichst großen Verband haben wollen, geht ihr die Arbeit nie aus. Ist meine Frau abwesend, kommen die Patienten lieber später nochmals vorbei, als sich von mir behandeln zu lassen. Ich stehe nämlich im Verruf, fast alle Übel mit einem großen Löffel Rizinusöl zu kurieren.

Die Jungens kommen auch mit ihren Flicknöten in unser Haus. Sie borgen sich Nadeln, Faden, Woll- und Flickresten, wobei sie mit Vorliebe Kontrastfarben wählen, denn eine Flickstelle soll man gut sehen!

In der Schularbeit hilft mir meine Frau als Beraterin. Bevor ich mit einer gänzlich neuen Idee vor die Schwarzen trete, höre ich mir an, wie sie sich dazu stellt. Ihr größter Verdienst

Da musste ich lachen . . .

Auf einem Platz in der Nähe unseres Hauses hat sich eine kleine Messe aufgetan. An einem Sonntagnachmittag gehe ich durch die wenigen Buden und Stände. An einem dieser Stände stehen ein paar kleine Kinder.

«Ich gang uff d'Fliegerbahn und denne villicht no uff d'Reßliryti. Au! mei, uff der Fliegerbahn mueß es ganz maximal sy. Nochhär kasch alle Lyt sage, de sigsch richtig gfloge!» sagt der eine.

«Nö-ö, das isch doch bled», plagiert der andere, «ich kauf mer lieber eppis zum schlägge, do kan i der ganz Nomittag dra schlutze. Und überhaupt, uff so nere gfährlige Bahn wird's aim jo nur drimmlig.»

«Ich bi halt nit so ne Angschthas wie du», fängt der andere jetzt wieder an, «mir wird's halt überhaupt nit drimmlig, und vo däm ewigi Zuckerziigs han i jetzt denn bald gnueg!»

Doch jetzt wendet ein kleines Mädchen, offenbar die Schwester der beiden Knaben, ein: «Aber mir hän jo gar kai Gäld!» — Da mußte ich lachen.

F. L. in St.G.

aber besteht darin, die Schattenseiten in meiner Arbeit vergessen zu helfen und mir jeden Tag frischen Mut und neue Freude zu geben.

Es gab auch viele Probleme, die zwar keine psychologischen Schwierigkeiten boten, aber trotzdem viel Arbeit und Kopfzerbrechen verursachten, bis sie befriedigend gelöst waren.

Ein Schlafsaal faßte dreißig Betten. Die Matratzen waren fast alle durch die rohe Behandlung ihrer Benützer zerrissen und verloren den Inhalt. Diese Betten waren ein wahres Eldorado für Wanzen und Flöhe. Auch mein Körper war schon nach wenigen Tagen gänzlich verbissen, und natürlich trug ich die Parasiten auch in die Häuser der anderen Weißen.

Eine Schweizerin gab mir den Rat, so etwas wie einen Laubsack zu Großvaters Zeiten zu schaffen. Wir kauften starkes Segeltuch und die Mädchen nähten Säcke, die wir mit dürren Piniennadeln füllten. Die alten Matratzen wurden verbrannt, die eisernen Bettstellen mit der Lötlampe ausgeglüht und die Räume tüchtig ausgeräuchert. Von nun an wurden am Ende jedes Schulsemesters die Matratzensäcke geleert, gewaschen und frisch eingefüllt. Dabei mußte man aufpassen, daß das alte Füllmaterial sofort verbrannt wurde, sonst wurden aus Bequemlichkeit die alten Nadeln wieder hineingestopft.

Es brauchte einen großen Kampf, den Schwarzen beizubringen, daß nachts die Fenster auch geöffnet sein sollen und der Kopf nicht unter der Wolldecke versteckt zu sein brauche. Unter den Betten und im Kofferraum mußte man immer wieder nach aufgespeicherten Speiseresten fahnden, welche Ratten in Scharen anzogen.

Der Schweizer Knigge für die Bantu-Neger

Als Hausvater fühlte ich mich verpflichtet, den Schülern gewisse Regeln im Verkehr mit den Europäern beizubringen. Viele der jungen Leute brachten zwar gute Bantu-Manieren von zu Hause mit, aber sie schämten sich ihrer und benahmen sich deshalb entweder linkisch oder ungezogen. Ich beschloß darum, einmal in der Woche mit ihnen zu besprechen, wie man sich richtig benimmt. Zum Glück besaß ich ein wertvolles Büchlein, das mir, etwas auf die Bantu zugeschnitten, herrliche Dienste leistete: der Schweizerische Knigge. Das Bändchen erhielt ich, als ich noch Seminarist war, von meinem besten Freund als Geburtstagsüberraschung, und ich muß bekennen, daß ich damals eher verärgert oder beleidigt war, so unverfroren auf den Mangel an guten Manieren aufmerksam gemacht zu werden. Seither habe ich jedoch oft in dem Büchlein geblättert, und die humorvolle Art, den Leuten die Meinung zu sagen, habe ich in meinen Knigge-stunden getreulich übernommen.

Der Abschnitt vom Grüßen ist für unsere Leute so zutreffend, daß es keiner Anpassung bedurfte. Unseren Schwarzen sind die Hüte eben auch an den Kopf gewachsen, wie vielen guten Schweizern. Es ist überhaupt interessant, wie sehr der Schwarze mit seinem Hut verbunden ist. Sogar zu den Mahlzeiten erscheinen sie mit Kappe oder Hut auf dem Kopf.

Wenn ein Schwarzer in eine Hütte treten will, räuspert er sich draußen, damit der Besitzer heraustritt und ihn in sein Heim einlädt. Bei den massiver gebauten Häusern der Weißen geht das natürlich nicht mehr. Man muß klopfen, so daß die Leute drinnen, hinter den starken Mauern, es auch hören. Aber wie sie klopfen! Es schlägt den stärksten Mann vom Stuhl, wenn das Gepolter von der Tür her dröhnt. Und hat man nicht innert zwei oder drei Sekunden die Türklinke in der Hand, so klopft der Kerl beharrlich weiter und schlägt beinahe das Tor ein. Also hatte ich zu demonstrieren, wie man höflich anklopft.

Für die Bantu, die noch vor einer Generation praktisch nackt in der Natur herumliefen, hat der Spruch «Kleider machen Leute» größte Bedeutung. Aber nur wenige wissen sich richtig anzuziehen. Es braucht nicht immer so auffallend zu sein, wie bei jener Eingeborenen-Braut, die ihr geschenkt bekommenes schwarzes Korsett über dem Hochzeitskleid trug! Viele Bantus tragen in der größten Bombenhitze eine Ausstattung, die uns im Schweizer Winter wohl tun würde. Als ich einmal einen solchen Nordpolfahrer auf seine warmen Kleider aufmerksam machte und ihn fragte, was er denn bei kühler Witterung zu tragen gedenke, wenn er im Hochsommer derart eingewickelt umherlaufe, erklärte er mir vorwursfvoll: «Diese Kleider sind alle mein und bezahlt. Darum will ich sie doch tragen. In meinem Koffer nützen sie ja nichts.» Ich war immer wieder überrascht, wie oft unsere Seminaristen die Kleidungsstücke wechselten, aber irgendwie erschienen doch immer wieder dieselben Pullover und gleichgemusterten Jacken.

Man tauschte einfach alles aus, um so in möglichst vielen Variationen erscheinen zu können!

Solche Verwandlungskünste haben nur einen Sinn, wenn man sich im momentanen Kostüm verewigen kann. Deshalb blüht bei uns das Photographieren, wie wohl nirgends auf der Welt. Jeder vierte Schüler besitzt eine Boxkamera, und an einem Sonntag kann man sie beobachten, wie sie in möglichst verkrampfter Stellung, mit Hut und Sonnenbrille und abscheulich ernster Miene ins Photokästli starren. Ich habe versucht, sie zu überzeugen, daß ungestellte Schnappschüsse viel netter wirken, oder auch wie reizvoll es ist, Landschaften festzuhalten. Aber noch immer steht, kniet oder liegt man mit unbeweglichem Gesicht vor der Kamera, um sich einige Tage später wieder in einer anderen Ausstattung konterfeien zu lassen.

Es ist außerordentlich schwer, die Bantu davon zu überzeugen, daß eine Unterschrift nicht nachgemacht werden darf. Immer wieder bekamen meine Zöglinge Vorladungen von der Polizei, weil sie Quittungen oder Empfangsbescheinigungen für andere Leute ausgestellt hatten. Weniger häufig kommt es vor, daß gebrauchte Briefmarken, die vom Stempel doch nur so an der Ecke erwischt wurden, vom Umschlag abgelöst und nochmals auf die Reise geschickt werden. Oft klagte man mir, daß Briefe den Bestimmungsort nicht erreichten, oder Pakete einen Teil des Inhaltes auf der Reise verloren. Das gab wieder eine Lektion mit dem Titel: «Wie adressiert man deutlich und wie sieht ein gutes Paket aus?»

Das Ziel: Gesundes Selbstbewusstsein

Es ist immer schwer, bei den Bantu die Grenze zu sehen, wo die westliche Beeinflussung aufzuhören hat und die typischen Merkmale des Bantu-Charakters erhalten und gefördert werden müssen. Die ersten Missionare haben sicher einen großen Fehler gemacht, als sie Christentum mit der europäischen Zivilisation identifizierten. Im Übereifer hat man damals viel von jenem Kulturgut zerstört, das dem Bantu-Stamm einen gewissen Kitt gegeben hat. Zu oft wurde auch der weiße Mann dem Schwarzen als Vorbild hingestellt.

So entstand in manchem Eingeborenen der Wunsch, den Europäer wenn immer möglich zu kopieren. Ein echter Bantu, auch wenn er nie zur Schule gegangen ist und mit europäischen Maßstäben gemessen als primitiv beurteilt wird, hat etwas Respekterheischendes. Ein vereuropäisierter Schwarzer hingegen wirkt irgendwie lächerlich.

Diese früheren Fehler einigermaßen gutzumachen, ist die schwere Aufgabe des neuen Bantu-Erziehungssystems. In erster Linie möchte man den Bantu-Völkern all das wieder beibringen, worauf sie früher stolz waren. Dieses Umstellen im Denken eines Neunmillionenvolkes ist äußerst schwierig.

So wird zum Beispiel der Vorwurf erhoben, wir Weißen wollten die Entwicklung der Schwarzen gewaltsam zurückdrängen. Derjenige, der eine bessere Lösung des ungemein komplizierten Rassenproblems findet, wäre unzweifelhaft Südafrikas größter Wohltäter.

In der Regel verlangen wir vom Eingeborenen zu viel. Es ist unmöglich, daß der Schwarze in einem halben Jahrhundert sich all das aneignen konnte, wozu weiße Völker mehr als tausend Jahre gebraucht haben. Mir ist vor allem aufgefallen, daß es nur einer Handvoll intelligenter und geschulter Bantu daran gelegen ist, die äußerst primitiven und zurückgebliebenen Brüder zu fördern. Hier setzt das neue Erziehungssystem ein, indem man die alten Ausgebildeten mehr oder weniger zwingt, ihr Wissen in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Wo immer möglich, sollen die Weißen durch qualifizierte Bantu ersetzt werden, denn nur ein Bantu hat den erforderlichen engen Kontakt und großen Einfluß auf seine Leute. Es war dies auch der Sinn meines Experimentes, als ich vor Jahresfrist einen meiner Ehemaligen in die Schweiz mitnahm. Als zukünftiger Fürsorger sollte er mit eigenen Augen sehen können, wie ein europäisches Volk Fürsorge und Nächstenliebe auffaßt, und daraus seine eigenen Schlüsse ziehen.

Meine Arbeit unter den Schwarzen ist nichts Einmaliges und auch nichts Besonderes. Ich hatte nur das Vorrecht, einen vielseitigen Beruf zugeteilt zu bekommen. Einen besonderen Dank schulde ich der schweizerischen Volksschule und vor allem dem Lehrerseminar, wo man auf selbständiges Denken und praktisches und initiatives Handeln großen Wert gelegt hat. Meine Hochachtung aber gilt jenen Weißen, die ein ganzes Leben lang mit Hingabe das Gebot der Nächstenliebe täglich erfüllen zum Wohl eines Volkes, das uns immer irgendwie fremd bleiben wird.